



Tobias Buchner
Oliver Koenig
Saskia Schuppener
(Hrsg.)

Inklusive Forschung

Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten
forschen

k linkhardt

Tobias Buchner
Oliver Koenig
Saskia Schuppener
(Hrsg.)

Inklusive Forschung

Gemeinsam mit Menschen mit
Lernschwierigkeiten forschen

Verlag Julius Klinkhardt
Bad Heilbrunn • 2016

k

Dieser Titel wurde in das Programm des Verlages mittels eines Peer-Review-Verfahrens aufgenommen. Für weitere Informationen siehe www.klinkhardt.de.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>.

2016.k. © by Julius Klinkhardt.

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bildnachweis Cover: „Schmetterlinge“ © Patrick Siegl, München.

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten.

Printed in Germany 2016.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier.

ISBN 978-3-7815-2079-0

Inhaltsverzeichnis

Jan Walmsley und Kelley Johnson

Vorwort 9

Saskia Schuppener, Tobias Buchner und Oliver Koenig

Einführung in den Band: Zur Position Inklusiver Forschung 13

1 Grundlagen

Geschichte der Forschung

Gottfried Biewer und Vera Moser

Geschichte bildungswissenschaftlicher Forschung zu Behinderungen 24

Entwicklungslinien gemeinsamen Forschens

Stephanie Goeke

Zum Stand, den Ursprüngen und zukünftigen Entwicklungen
gemeinsamen Forschens im Kontext von Behinderung 37

Durchführung partizipativer und inklusiver Forschung

Hella von Unger

Gemeinsam forschen – Wie soll das gehen?
Methodische und forschungspraktische Hinweise 54

Carlisle People First Research Team Ltd.

Who we are and what we do 69

Anforderungen und Merkmale partizipativer und inklusiver Forschung

Mandy Hauser

Qualitätskriterien für die Inklusiv Forschung mit
Menschen mit Lernschwierigkeiten 77

2 Forschungsprojekte

Gertraud Kremsner

„Weil sie mir immer eingeredet haben, es geht nicht“ –
Biographische Erzählungen von Menschen mit Lernschwierigkeiten
in (totalen) Institutionen 100

Karen Kohlmann und Anne Goldbach

Gemeinsam Forschen. Kultur für ALLE 112

Monika Seifert

„Leben im Quartier“ – Menschen mit Lernschwierigkeiten als AkteurInnen
im Kontext eines teilhabeorientierten Forschungsprojektes 125

Raphael Zahnd und Barbara Egloff

Das Forschungsprojekt „Lebensgeschichten“ 137

Petra Flieger und Volker Schönwiese

Das Bildnis eines behinderten Mannes –
ein partizipatives Forschungsprojekt 147

*Tobias Buchner, Rainer Grubich, Ulrike Fleischanderl, Oliver Koenig und
Sylvia Nösterer-Scheiner*

Inclusive Spaces – SchülerInnen erforschen
die sozialen Räume an ihren Schulen 159

Jana Zehle

Eye and I of the Camera – Der Blick auf mich
Ein Photovoice Projekt im Norden Äthiopiens 172

3 Kritische Reflexionen und Erweiterungen

Herausforderungen und Barrieren Inklusiver Forschung

Melanie Nind

Towards a second generation of inclusive research 186

Methodologische Reflexionsansätze

Tina Goethals, Geert Van Hove, Lien Van Breda und Elisabeth De Schauwer

Researching together: voice as a guide in research 199

Monika Wagner-Willi

Kritischer Diskurs Inklusiver Forschung
aus Sicht der praxeologischen Wissenssoziologie 216

Annäherungs- und Ausgrenzungsprozesse durch inklusive und partizipative Forschung

Val Williams
 Being a researcher with intellectual disabilities:
 the hallmarks of inclusive research in action 231

Wiebke Curdt
 Machtstrukturen im Kontext partizipativer Forschung 247

Partizipatorische Forschung mit Kindern mit Lernschwierigkeiten

Mary Kellett
 Making it happen:
 young people with learning difficulties undertaking their own research 260

4 Inklusive Hochschule

Mandy Hauser, Saskia Schuppener, Gertraud Kreamsner, Oliver Koenig und Tobias Buchner
 Auf dem Weg zu einer Inklusiven Hochschule?
 Entwicklungen in Großbritannien, Irland, Deutschland und Österreich 278

Karin Terfloth und Theo Klaus
 Menschen mit Lernschwierigkeiten an der Hochschule!? 290

Molly O’Keeffe, Edurne Garcia Iriarte, Zoe Hughes und John Kubiak
 The impact and journey of the Certificate in
 Contemporary Living (CCL) – a third level course for adults
 with intellectual disabilities at Trinity College, Dublin (Ireland) 306

Ausblick

Oliver Koenig, Tobias Buchner und Saskia Schuppener
 Inklusive Forschung im deutschsprachigen Raum:
 Standortbestimmung, Herausforderungen und ein Blick in die Zukunft 320

Autorinnen und Autoren 334

Durchführung partizipativer und inklusiver Forschung

Hella von Unger

Gemeinsam forschen – Wie soll das gehen? Methodische und forschungspraktische Hinweise

Zusammenfassung

In diesem Beitrag gebe ich einige praktische Hinweise zur Durchführung von partizipativen Forschungsprojekten. Ich gehe weniger auf Begründungen für diese Art der Forschung ein und ich vernachlässige auch die Frage, worin genau die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der verschiedenen Ansätze partizipativer und inklusiver Forschung bestehen. Für den vorliegenden Band gehe ich davon aus, dass inklusive Forschung eine Variante der partizipativen Forschung ist, die in einem bestimmten Anwendungskontext verortet ist und durch diesen auf besondere Art und Weise geprägt wird: Die Lebens- und Arbeitswelten von Personen mit ‚geistigen‘ und/oder körperlichen Einschränkungen und die auf sie bezogene professionelle Praxis sind eingebettet in spezifische gesellschaftliche Diskurse. Sie zeichnen sich durch besondere Strukturen, Akteure und Interaktionen aus. Auf die Spezifika dieses Anwendungsfeldes und der darin verorteten Forschungspraxis gehe ich nur am Rande ein, da hierzu andere Beiträge in diesem Buch Auskunft geben. Ich formuliere stattdessen einige allgemeine Hinweise zum gemeinsamen Forschen und zum Ablauf einer forschenden Zusammenarbeit. Das ist kein einfaches Unterfangen. Da jedes partizipative Projekt anders verläuft, lässt sich im Grunde kein einheitliches Schema beschreiben. In den meisten Projekten werden jedoch ähnliche „Stationen“ durchlaufen bzw. ähnliche Arbeitsschritte unternommen und die bespreche ich hier, in der Hoffnung, dass Lesende dies für die Planung, Gestaltung und Reflexion ihrer Forschung hilfreich finden.

1 Welche „Stationen“ werden durchlaufen?

Wie gesagt gibt es keinen einheitlichen Ablauf, keine vorgefertigte „Strecke“, die jedes partizipative Forschungsprojekt zurücklegt. Partizipative Forschung nimmt

die Grundsätze der Offenheit und Gegenstandsangemessenheit der Methodenwahl, die auch in der qualitativen Forschung eine zentrale Rolle spielen, sehr ernst und berücksichtigt zusätzlich die besonderen Anliegen, Kompetenzen und Ressourcen der beteiligten Personen und Einrichtungen. Partizipative Forschung ist immer ein Wagnis mit offenem Ausgang und jedes Projekt nimmt einen anderen Weg. Dementsprechend ist auch das Bild der „Station“ nicht schematisch gemeint (also nicht im Sinne eines Schienennetzes, wo erst Station A angefahren wird, dann Station B, usw.), sondern eher – um in der bildlichen Sprache zu bleiben – als Wegkreuzung, Hinweisschild oder Raststätte, die auf einer Gruppenreise ohne standardisierte, festgelegte Route mehrfach auftauchen bzw. angesteuert werden kann. Es sind im Prinzip Arbeitsschritte, die in unterschiedlicher Abfolge geleistet werden können. Es sind Punkte, an denen Entscheidungen getroffen werden. Wenn ich dazu rate, einen Arbeitsschritt vor dem nächsten zu tun, ist das ein Rat, den ich auf Basis meiner eigenen Forschungserfahrung formuliere, wohlweisend, dass es auch in einer anderen Abfolge gut funktioniert bzw. funktionieren könnte. Zum Beispiel werden PartnerInnen in der Regel nicht nur zu Beginn, sondern auch im weiteren Verlauf der Forschung gefunden und Ziele sollte zwar am Anfang diskutiert und gesetzt werden, können sich aber durchaus auch im Verlauf noch spezifizieren, verschieben und ändern. Wenn Sie diese Flexibilität und Prozesshaftigkeit partizipativer Forschungsprozesse mitdenken, dann stellt die folgende Darstellung des Ablaufs nach wie vor eine grobe aber möglicherweise auch eine hilfreiche Vereinfachung dar (vgl. Abb 1).¹

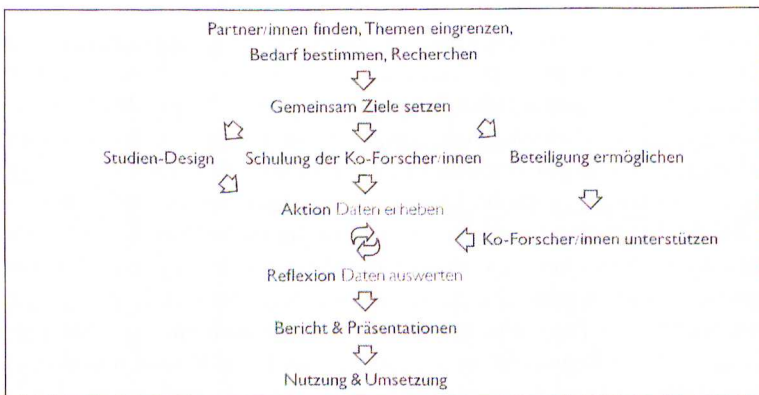


Abb. 1: Stationen einer partizipativen Studie (von Unger 2014, 52)

¹ Dieser Beitrag basiert auf „Kapitel 4 Der Forschungsprozess“ in meinem Buch „Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis“ (von Unger 2014) und wurde für die vorliegende Version gekürzt und überarbeitet.

2 Partner finden, Lebenswelt-ExpertInnen einbeziehen

Zu Beginn des Forschungsprozesses gilt es, zu einem noch relativ weit gefassten Thema PartnerInnen zu finden. Je nach Ansatz und Anwendungsfeld sind dies Personen und Einrichtungen, die von einer Thematik betroffen beziehungsweise in einem Setting aktiv sind. Die PartnerInnenwahl stellt eine „Weichenstellung“ (von Unger 2012, Absatz 72) für die weitere Entwicklung des Projekts dar, da die Sichtweisen, Wissensbestände, Interessen und sozialen Kontakte der PartnerInnen dieses entscheidend mitbestimmen. Forschung ist in einer gesellschaftlichen Praxis verortet, in der um Deutungen und Ressourcen gekämpft wird. Partizipative Projekte positionieren sich durch die Wahl ihrer PartnerInnen in diesem Kontext. Das heisst, die PartnerInnenwahl ist immer auch eine politische Entscheidung, sich auf bestimmte AkteurInnen (und ihre Anliegen und Deutungen) einzulassen. Für partizipative Forschung in medizinischen und/oder sozialpädagogischen Versorgungskontexten stellt sich die Frage, inwiefern unterschiedliche Personengruppen zusammen arbeiten können und wollen (z.B. PatientInnen und Ärzte, Personen mit Behinderungen und Pflegekräfte, SchülerInnen und LehrerInnen, etc.) und inwiefern diese Zusammenarbeit gleichberechtigt gestaltet werden kann. Wenn die alltägliche Praxis durch starke Hierarchien und Abhängigkeiten geprägt ist, kann es unrealistisch sein zu denken, dass sich diese im Rahmen eines partizipativen Projekts ohne weiteres überwinden lassen. Vor diesem Hintergrund gibt es Ansätze der „Betroffenenkontrollierten Forschung“, die die Zusammenarbeit mit professionellen Fachkräften, z.B. im Bereich der Psychiatrie, nur sehr eingeschränkt anstreben oder gar ablehnen (Beresford 2012; Russo 2012; Sweeney 2012). Die Form der partizipativen Forschung, der ich mich verbunden fühle (communitybasierte partizipative Forschung) (vgl. von Unger 2012, 2014), ist grundsätzlich darum bemüht, nicht nur privilegierte, bereits aktive und leicht zu erreichende PartnerInnen einzubinden, sondern vor allem auch marginalisierte Personen und Gruppen, die im Diskurs bislang nicht ausreichend ‚gehört‘ werden. Bei der PartnerInnenwahl knüpft man häufig an bestehenden Arbeitsbeziehungen an, in denen bereits Vertrauen aufgebaut wurde, und auch forschungspraktische Aspekte spielen eine nicht unwesentliche Rolle (z.B. Wen gibt es in meiner Stadt?). Die PartnerInnenwahl sollte jedoch auch vor dem Hintergrund der Frage nach der Reproduktion bestehender Machtverhältnisse und deren Einschlüsse (Inklusion) und Ausschlüsse (Exklusion) kritisch reflektiert werden (siehe hierzu der Beitrag von Wiebke Curdt in diesem Band).

Es werden Projekt- und Arbeitsgruppen gebildet, die sich über das Thema, die Form und die Konditionen der Zusammenarbeit verständigen. Häufig übernehmen kleinere Gruppen Steuerungs- und Koordinierungsfunktionen für einzelne Aspekte und/oder den Gesamtprozess. Die Bedingungen und Grundsätze der Zusammenarbeit werden gemeinsam festgelegt und im weiteren Verlauf mög-

lichst transparent kommuniziert sowie bei Bedarf angepasst. Gemeinsam mit den Partnern wird das Thema eingegrenzt und das vorhandene Wissen zusammengetragen. Dieser Prozess der ersten Bestandsaufnahme zur Situation kann durch Recherchen und das gezielte Einholen weiterer Perspektiven und Wissensbestände unterstützt werden. So wird gemeinsam festgestellt, welcher Handlungs- und Forschungsbedarf besteht.

3 Gemeinsam Ziele setzen

Den Ausgangspunkt partizipativer Forschung bilden Themen und Anliegen, die für die Betroffenen und beteiligten Personen relevant sind. Für die Forschungspraxis bedeutet das, dass WissenschaftlerInnen sich thematisch offen und flexibel dem Feld nähern und auf die Anliegen der Praxis- und Community-Partner² einlassen. Die Zielsetzung wird partizipativ vorgenommen, das heißt alle PartnerInnen sind gleichberechtigt und mit Entscheidungsmacht daran beteiligt (vgl. von Unger 2014, 35-49). Die Ziele richten sich zum einen auf die Veränderung der Praxis (Handlungs- oder Praxisziele) und zum anderen auf den angestrebten Erkenntnisgewinn (Erkenntnisziele). Diese Ziele sind miteinander verknüpft: In der Regel unterstützt der Erkenntnisgewinn die Handlungsziele. Für die Diskussion und partizipative Festlegung der Ziele eignen sich folgende Fragen:

- Was soll erreicht oder verändert werden? (Praxisziele)
- Welches Wissen wird dazu benötigt? (Erkenntnisziele)

4 Studiendesign und Ko-ForscherInnen

Die Wahl der Forschungsmethoden richtet sich nach der Fragestellung und Zielsetzung des Projektes sowie nach den Erfordernissen und Möglichkeiten des spezifischen Forschungs- und Handlungsfeldes (d.h. der Lebenswelt, dem Setting, der Organisation). Im Mittelpunkt steht die Frage: Welche Verfahren eignen sich, um in dem jeweiligen Kontext mit den verfügbaren Mitteln die Ziele zu erreichen und die Forschungsfragen zu beantworten? Die Methoden sollten nicht nur dem Forschungsgegenstand angemessen sein, sondern auch den beteiligten Ko-ForscherInnen entsprechen. Dabei ist zu berücksichtigen, welche Kompetenzen vorhanden sind, die genutzt und (weiter) entwickelt werden können, und welche zusätzlichen Kompetenzen für die Ko-ForscherInnen von Nutzen wären. Um Kommunikation und Teilnahme am partizipativen Forschungsprojekt zu ermög-

2 Mit Community-PartnerInnen meine ich Laien, BürgerInnen, „Betroffene“ und ihre sozialen Netzwerke, d.h. z.B. behinderte Personen sowie deren FreundInnen und Angehörige; Praxis-PartnerInnen sind professionelle Akteure im Feld, d.h. z.B. Pflegekräfte, Quartiersmanager, Institutionen und Versorgungseinrichtungen (vgl. von Unger 2012: Absatz 22).

lichen, sollten die gewählten Methoden dem Setting und den darin beheimateten Ausdrucksformen entsprechen. Somit ist auch zu fragen: Welche Kommunikations- und Ausdruckformen sind anzutreffen, und in welcher Form (und Sprache) äußern sich die AkteurInnen potentiell zum Thema (mündlich, schriftlich, visuell, performativ, etc.)?

Die beteiligten Community-PartnerInnen werden spätestens jetzt zu Ko-ForscherInnen geschult (vgl. von Unger 2014, 41-44). Ihre Beteiligung an der Gestaltung des Studiendesigns und am weiteren Verlauf des partizipativen Prozesses muss ermöglicht werden: Dazu gehören finanzielle, zeitliche und personelle Ressourcen (z.B. Aufwandsentschädigungen und Honorare, Koordination, Supervision, Räume, Computer, Aufnahmegeräte, etc.) sowie eine Verständigung über die Bedingungen und Formen der Unterstützung (bzw. der Freiräume und Möglichkeiten der Selbstorganisation), die die Ko-ForscherInnen benötigen, um als gleichberechtigte PartnerInnen an dem Prozess teilzuhaben.

Auch theoretische Vorannahmen fließen in die Gestaltung des Studiendesigns ein. Dies sind zum einen (implizite und explizite) theoretische Annahmen über den Gegenstand der Forschung seitens der PartnerInnen aus den Lebenswelten, der professionellen Praxis und der Wissenschaft. Zum anderen gibt es Annahmen, die der partizipativen Forschung allgemein zugrunde liegen, wie die Grundannahme, dass die Akteure in den Lebenswelten über relevante Wissensbestände verfügen und zu kritischer Reflexion in der Lage sind. Sie werden als erkennende Subjekte gesehen, deren Wissensbestände und Deutungen nicht nur Gegenstand von wissenschaftlichen Analysen sind, sondern die selbst in einem empirischen Forschungsprozess neues Wissen generieren. Handlungstheoretische Annahmen gehen zudem davon aus, dass soziale AkteurInnen einerseits von den gesellschaftlichen Strukturen geprägt sind (und diese re/produzieren), aber dass sie andererseits über einen gewissen Handlungsspielraum verfügen und gesellschaftliche Strukturen neu hervorbringen können (vgl. von Unger 2014, 46ff.). So erklärt sich, dass in vielen partizipativen Projekten teilweise Strukturen, Verhaltensweisen, Stereotype etc. reproduziert werden, die Teil des Problems sind. Aber gleichzeitig besteht immer auch die Möglichkeit, diese (zumindest teilweise) zu transformieren. Die PartnerInnen aus den Lebens- und Arbeitswelten und weitere AkteurInnen im Feld sind also nicht nur in der Lage, ihre Sichtweisen und Bedürfnisse zu artikulieren, sondern auch Lösungsansätze zu entwickeln und in der praktischen Umsetzung der Maßnahmen als „change agents“ eine entscheidende Rolle einzunehmen (Wang & Burris 1997, 375).

Das Repertoire an Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung, die in der partizipativen Forschung zur Anwendung kommen, ist vielfältig. Neben klassischen Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung – wie Interviews, Umfragen, teilnehmende Beobachtung, Gruppengespräche und Fokusgruppen – werden insbesondere auch interaktive, visuelle, performative und

wie kommt man dahin?

wenn! bewusste Trainingsmethoden!!!

kreative Methoden eingesetzt, etwa Weltcafés, Open Space, Photovoice, Mapping Verfahren, Ethnodrama, Video-Arbeiten und vieles mehr (vgl. Bergold & Thomas 2012; Brydon-Miller et al. 2011a; Knowles & Cole 2008; Reason & Bradbury 2008; Yallop et al. 2008).

Damit zusammenhängend ist bei der Gestaltung des Forschungsdesigns zu klären, wie Güte und Qualität in der Zusammenarbeit definiert und realisiert werden. Der britische Sozialforscher Joseph Maxwell (2005) versteht unter Validität in qualitativen Studiendesigns „die Korrektheit und Glaubwürdigkeit einer Beschreibung, Schlussfolgerung, Erklärung oder Interpretation“ (ebd., 106). Validität ist ihm zufolge kein Produkt, das sich durch die strikte Befolgung eines bestimmten Prozederes herstellen ließe, sondern ein Ziel, das durch die konsequente Auseinandersetzung mit der Frage „Wie könnte ich falsch liegen?“ in jeder Phase des Forschungsprozesses verfolgt wird (ebd.). In der partizipativen Forschung sind zudem die besonderen Ansprüche an Beteiligung, Empowerment und die doppelte Zielsetzung (soziale Wirklichkeit zu verstehen und zu verändern) zu beachten, die eigene Qualitätsmaßstäbe setzen und in einem Spannungsverhältnis zu rein wissenschaftlich orientierten Ansprüchen stehen können. Vorgeschlagen wird, jeweils passende Kriterien für die verschiedenen Ansätze zu erarbeiten (Cassell & Johnson 2006). Für die Community-basierte partizipative Gesundheitsforschung werden beispielsweise bereichsspezifische Gütekriterien entwickelt (ICPHR 2013, 19-20; Wright et al. 2010). Für Action Research identifizieren Hilary Bradbury und Peter Reason ein Set an Fragen oder „choice points“, die es zu beantworten gilt: im Hinblick auf die Gestaltung der Partnerschaften, den praktischen Nutzen, das gemeinsam generierte Wissen („extended ways of knowing“) und die Auswirkungen der partizipativen Zusammenarbeit (Bradbury & Reason 2001, 344ff). Für den Bereich der Praxisforschung werden folgende Gütekriterien vorgeschlagen: Transparenz, Stimmigkeit, Adäquatheit, Intersubjektivität und Anschlußfähigkeit (Moser 1995). Diese bestehenden Argumente und Kriterienkataloge bieten eine Orientierung, ersetzen jedoch nicht eine projektbezogene Verständigung über Qualität in der partizipativen Zusammenarbeit.

5 Daten erheben und auswerten in Zyklen von Aktion und Reflexion

In der praktischen Umsetzung partizipativer Forschungsprozesse werden Daten von Ko-ForscherInnen erhoben und gemeinsam ausgewertet. Kurt Lewin beschrieb ein spiralförmiges Vorgehen mit sich abwechselnden Phasen von Planung, Aktion und „fact finding“ (Lewin 1946, 206). In neueren Action Research-Ansätzen werden „Zyklen von Aktion und Reflexion“ beschrieben, so beispielsweise

von Peter Reason und Hilary Bradbury in dem englischsprachigen Handbook of Action Research:

„Within an action research project, communities of inquiry and action evolve and address questions and issues that are significant for those who participate as co-researchers. Typically such communities engage in more or less systematic cycles of action and reflection: in action phases co-researchers test practices and gather evidence; in reflection stages they make sense together and plan further actions.“ (Reason & Bradbury 2008, 1)

Die partizipative Zusammenarbeit beinhaltet also eine Abfolge von gemeinsamem Handeln (Aktion) und Auswertung (Reflexion). Die Aktionen umfassen dabei zum einen Forschungshandlungen (d.h. Datenerhebungen in Form von Interviews, teilnehmender Beobachtung, Gruppengesprächen/Fokusgruppen, Weltcafés, Photovoice, Mapping-Verfahren und anderen Methoden) und zum anderen Interventionen im Forschungs- und Handlungsfeld, wie zum Beispiel Maßnahmen zur Stärkung von Gemeinschaften (Community Building, Community Development). Alle Aktionen werden audiovisuell oder schriftlich dokumentiert und als empirische Daten ausgewertet. Durch die zyklische Abfolge von Datenerhebung und Auswertung, von Aktion und Reflexion werden sukzessive ein neues, vertieftes Verständnis der Zusammenhänge erreicht und neue Handlungsansätze generiert.

Eine Besonderheit der partizipativen Forschung liegt in der Beteiligung von Community- und PraxispartnerInnen auch am Auswertungsprozess. Grundsätzlich sind der Wahl der Auswertungsverfahren keine Grenzen gesetzt, sofern sie unter Beteiligung der PartnerInnen durchgeführt werden können. Forschungspraktisch ist jedoch erkennbar, dass bestimmte Verfahren besser geeignet sind als andere. Melanie Nind (2011) unterscheidet Ansätze der partizipativen Auswertung in formale und weniger formale, strukturierte und unstrukturierte, solche, bei denen die Ko-ForscherInnen extra geschult werden, und solche, bei denen das nicht der Fall ist (trained vs. untrained), sowie explizite und implizite Ansätze ein. Sie plädiert dafür, Verfahren zu entwickeln, die dem jeweiligen Projektkontext und den Beteiligten angemessen sind (siehe Beitrag von Melanie Nind in diesem Band). Auch wenn manche Gruppen in ihren Partizipationsmöglichkeiten teilweise eingeschränkt sind (wie z.B. Kinder oder Menschen mit Lernschwierigkeiten), sollte die analytische Kompetenz der Mitglieder dieser Gruppen nicht unterschätzt werden. Im Kern geht es in der partizipativen Forschung nicht darum, ein vorgegebenes, methodisches Verfahren auf eine bestimmte Art und Weise umzusetzen, sondern darum, Reflexion zu ermöglichen. Es geht um eine gemeinsame Reflexion der beteiligten PartnerInnen, die durchaus unterschiedliche Perspektiven vertreten können. Im Idealfall verstehen sich die PartnerInnen als Teil einer gemischten Forschungsgemeinschaft, in der unterschiedliche „Wahrheiten“ über komplexe soziale Wirklichkeiten bestehen:

„If the research has been designed as participatory (...) there will already be a sense of a mixed community working with multiple truths that reflect complex, contextual social realities.“ (Nind 2011, 359)

Die Verschränkung der Perspektiven in einem zyklischen Prozess ist das entscheidende Moment der Auswertung. Die Analyse findet im Verlauf der Interaktionen und des gemeinsamen Lernprozesses im Nachdenken über die Daten statt. Sie ist ein eingebetteter, andauernder Prozess und nicht ein einmaliges, endgültiges Verfahren. Nind schlägt vor, dabei auf die wichtigsten Botschaften und besten Teile der Daten zu fokussieren. Grundsätzlich sollten die Verfahren der Auswertung in einer partizipativen Zusammenarbeit umsetzbar und nachvollziehbar sein. Ähnlich wie bei der qualitativen Evaluationsforschung können in der partizipativen Forschung „Abkürzungsstrategien“ im Sinne von begründeten Abweichungen von akademischen Maximalforderungen der methodischen Genauigkeit und Vollständigkeit vorgenommen werden (Flick 2006, 21). Dazu gehören zum Beispiel Entscheidungen für weniger aufwendige Dokumentationsverfahren (z.B. die Entscheidung, detaillierte Notizen und Protokolle zu verfassen, anstatt Gespräche aufzuzeichnen und im Wortlaut zu transkribieren). Auswertungsverfahren, die schwer nachvollziehbar sind und ein spezielles Fachwissen oder ein bestimmtes theoretisch-begriffliches Vorwissen voraussetzen, sind weniger gut für eine partizipative Zusammenarbeit geeignet. Hinzu kommt, dass eine stark interpretierende Analyse, die beispielsweise latente Sinngehalte rekonstruiert und Deutungen vornimmt, die von den Deutungen der AkteurInnen im Feld stark abweichen, von Community- und Praxis-PartnerInnen möglicherweise als anmaßend und bevormundend erlebt wird. Daher können auch bestimmte soziologische und psychoanalytisch geprägte hermeneutische Auswertungsverfahren nicht nur wegen ihres hohen Zeitaufwandes ungeeignet sein. Als gut geeignet haben sich inhaltsanalytische Verfahren erwiesen, die leicht nachvollziehbar sind und ein pragmatisches Vorgehen ermöglichen (Jackson 2008). Manche AutorInnen argumentieren allerdings, dass die zyklische Verschränkung von Aktions- und Reflexionsprozessen in der partizipativen Forschung vor allem mit dem Vorgehen der Grounded Theory-Methodologie kompatibel ist, und schlagen vor, die Ansätze zu verbinden (Dick 2007). Projekterfahrungen unterstützen diesen Vorschlag und zeigen, dass es auch forschungspraktisch möglich ist, partizipative Forschung unter Zuhilfenahme der Grounded Theory-Methodologie umzusetzen (Lopéz et al. 2005). Grundsätzlich kann in partizipativ gestalteten Auswertungsprozessen arbeitsteilig vorgegangen werden – nicht alle beteiligten PartnerInnen (ob Ko-ForscherInnen oder akademische ForscherInnen) müssen alle Schritte der Aufbereitung und Auswertung der Daten persönlich durchführen. Dabei ist allerdings darauf zu achten, dass bei einem arbeitsteiligen Vorgehen die Verfahren transparent kommuniziert und verständlich erklärt werden, so dass sie für die gesamte Gruppe, das heißt

für alle PartnerInnen im partizipativen Projekt, nachvollziehbar sind. Außerdem sollten die von kleineren Arbeitsgruppen oder Einzelpersonen erarbeiteten Ergebnisse mit der Gruppe diskutiert und kommunikativ validiert werden. Es ist darauf zu achten, dass nicht nur die akademischen PartnerInnen Auswertungsarbeiten übernehmen, sondern insbesondere auch die Ko-ForscherInnen. Eine klassische akademische Arbeitsteilung, bei der die akademischen ForscherInnen die Auswertung übernehmen und möglicherweise im Rahmen einer kommunikativen Validierung ihre Ergebnisse zur Diskussion stellen, läuft Gefahr, die Auswertung zu einseitig an ihrer Perspektive auszurichten. Auf diese Weise werden nur solche Themen diskutiert, die den akademischen Forschenden relevant erscheinen (Nind 2011, 359).

Um diese Gefahr zu vermeiden, schlägt Suzanne Jackson (2008) ein vereinfachtes, gruppenbasiertes Auswertungsverfahren vor, mit dem Community- und PraxispartnerInnen die Analyse weitgehend selbstständig durchführen können. Sie orientiert sich dabei an den fünf Arbeitsschritten der qualitativen Auswertung nach John W. Creswell (1998) und adaptiert diese zu einem gruppenbasierten, partizipativen Auswertungsverfahren in vier Schritten:

1. Daten aufbereiten (data preparation),
2. Daten gruppieren und Themen identifizieren (grouping data and identifying themes),
3. dem Ganzen einen Sinn geben (making sense of the whole thing),
4. die Geschichte erzählen (telling the story) (vgl. Abb.2).

Das Verfahren wurde von Jackson in drei partizipativen Projekten in Kanada entwickelt, die einen Fokus auf Frauengesundheit und Inklusion legten und mit verschiedenen Gruppen, inklusive obdachloser Frauen, durchgeführt wurden. Die Ko-ForscherInnen, die in diesen Projekten ausgebildet wurden, nannten sich „Inclusion Researchers“ (Jackson 2008, 162).³

In dem Verfahren sind im dritten Arbeitsschritt sowohl interaktive Kleingruppen, als auch Diskussionen im Plenum und die Nutzung von Visualisierungen vorgesehen. Diese Visualisierungen können schematisch oder figurativ-metaphorisch

3 Die Frage der Bezeichnung der Ko-ForscherInnen ist übrigens keine nebensächliche Frage. Wenn Bezeichnungen die Personen als „Betroffene“ outen (z.B. Personen, die über Erfahrung mit Obdachlosigkeit verfügen), können damit stigmatisierende Auswirkungen einhergehen. Nicht nur, aber auch bei internetbasierten Darstellungen des Projekts und der Ergebnisse (die noch für viele Jahre im Internet zugänglich sein können) empfiehlt es sich zudem, mit namentlichen Nennungen von Personen sehr bewusst umzugehen. In den Sozialwissenschaften ist es (u.a. aus datenschutzrechtlichen Gründen und um die Personen zu schützen) üblich, die Namen von Teilnehmenden zu anonymisieren, aber dies ist in partizipativen Projekten nicht immer angemessen bzw. muss sorgfältig abgewogen und diskutiert werden (Tilley & Woodthorpe 2011; von Unger & Narimani 2012).

gestaltet werden.⁴ Das von Jackson vorgeschlagene gruppenbasierte Vorgehen legt die Analyse fast vollständig in die Hände der Ko-ForscherInnen und reduziert die Beteiligung von akademischen ForscherInnen auf ein Minimum.

Qualitatives Verfahren	Partizipatives Verfahren in Gruppen
<p>1 Daten-Management</p> <p>Feldnotizen werden abgetippt und Audioaufnahmen von Interviews, Fokusgruppen etc. werden von dem Forscher/der Forscherin transkribiert</p>	<p>1 Daten aufbereiten</p> <p>Daten in Form von Notizen zu Interviews, Beobachtungen und Fokusgruppen werden für die Gruppenarbeit aufbereitet (Ausdruck einzelner Aussagen auf Streifen farbigen Papiers); im Rahmen der Datenaufbereitung sichten die Co-Forscher:innen das Material</p>
<p>2 Sichtung des Materials</p> <p>Transkripte und Notizen werden von dem Forscher/der Forscherin gelesen</p>	<p>2 Daten gruppieren & Themen identifizieren</p> <p>Die Co-Forscher:innen sortieren in einem Gruppenprozess die Aussagen auf den Streifen zu Bündeln und vergeben Überschriften</p>
<p>3 Kodierung & Kategorienbildung</p> <p>Ein/e Forscher/in oder ein kleines Team kodiert das Material nach zuvor festgelegten oder aus dem Material gebildeten Themen</p>	<p>3 Dem Ganzen einen Sinn geben</p> <p>Die Co-Forscher:innen ordnen die Bündel und Überschriften zu einem Muster und visualisieren dies; sie diskutieren die Geschichte, die sie mit den Daten und der Visualisierung des Musters verbinden. Dabei werden sie von einer/m akademischen Forscher/in unterstützt</p>
<p>4 Interpretation</p> <p>Der/die Forscher/in oder das kleine Team entwickelt ein Kategoriensystem und bezieht dieses auf die Literatur und Theorien</p>	<p>4 Die Geschichte erzählen</p> <p>Ein Mitglied der Gruppe schreibt die Geschichte zu den Daten auf</p>
<p>5 Darstellung & Verfassen eines Berichts</p> <p>Ein/e Forscher/in schreibt einen Bericht</p>	

Abb. 2: Partizipatives Auswertungsverfahren nach Jackson (2008) (eigene Abbildung vgl. von Unger 2014, 64).

Andere Auswertungsverfahren beziehen auch die beteiligten WissenschaftlerInnen stärker mit ein (vgl. Nind 2011). Grundsätzlich stellt die Verschränkung der

⁴ Beispielsweise wurde bei der Analyse der Faktoren, die die Gesundheit der Frauen beeinflussen, das Bild eines Gartens entworfen: Erde, Wasser und Wurzeln stellten die sozialen Einflüsse auf die Gesundheit dar, und die Blumen waren Symbole für jene Frauen, deren Inklusion und Gesundheit gefördert werden sollte. Diese Visualisierung wurde allerdings wieder verworfen, weil das Bild der Blumen zu passiv war und die Möglichkeiten der Kontrolle und aktiven Einflussnahme der Frauen auf ihre Gesundheit nicht angemessen darstellte (Jackson 2008, 166). So fungierte die Visualisierung als Zwischenschritt im analytischen Prozess, der dazu beigetragen hat, die Bedeutung der „agency“ von Frauen deutlicher zu machen.

verschiedenen Perspektiven und Wissensbestände (lebensweltlich, praktisch, wissenschaftlich) in den Reflexions-, Lern- und Auswertungsprozessen ein zentrales Moment dar, mithilfe dessen neue Erkenntnisse hervorgebracht werden können. Die Bereitschaft, die eigene Perspektive infrage zu stellen und sich mit anderen Perspektiven auseinanderzusetzen, ist vor diesem Hintergrund eine Grundvoraussetzung der partizipativen Forschung, die für alle Beteiligten gilt.

Für akademische ForscherInnen bedeutet dies, dass sie kein Privileg auf Wissen beanspruchen können und ihre Sichtweisen nicht den Sichtweise der AkteurInnen übergeordnet sind. In der partizipativen Zusammenarbeit stellt ihr Wissen nur einen Wissensbestand unter vielen dar. Er wird genutzt, aber nicht privilegiert. So fließt beispielsweise das methodische und theoretische Wissen der WissenschaftlerInnen bei Bedarf ein. Häufig nehmen sie auch koordinierende und moderierende Funktionen wahr. Sie schulen und begleiten die Ko-ForscherInnen. Wenn akademische ForscherInnen in einer arbeitsteiligen Zusammenarbeit Aufgaben übernehmen, die besondere technische, handwerkliche oder andere wissenschaftliche Kompetenzen erfordern, so ist darauf zu achten, dass die von ihnen erarbeiteten Ergebnisse nicht als gültig gesetzt und hingenommen werden, sondern Gegenstand kritischer Diskussion sind. Die Hauptrolle der beteiligten WissenschaftlerInnen besteht gerade nicht darin, als wissenschaftliche ExpertInnen aufzutreten, sondern sich auf den gemeinsamen Lernprozess einzulassen und diesen zu unterstützen (z.B. durch Moderation, Rat, Zuhören und ein Bewusstsein für die eigenen, ebenfalls begrenzten Kompetenzen).

6 Verbreitung und Verwertung der Ergebnisse

Die Verbreitung und Verwertung der Ergebnisse wird – wie alle anderen Projektphasen auch – partizipativ gestaltet. Grundsätzlich zeichnen sich partizipative Projekte dadurch aus, dass die Frage des Nutzens nicht erst am Ende gestellt, sondern zu Beginn thematisiert wird. Zudem ist vorgesehen, dass bereits im Verlauf der Zusammenarbeit ein Prozessnutzen entsteht, in dem das Gelernte umgesetzt wird und zum Beispiel Beziehungen, Kommunikationen, Arbeitsabläufe etc. noch während der Zusammenarbeit verbessert werden. Die Verknüpfung von Wissen und Handeln und die „Übersetzung“ von Gewusstem in Handlungsstrategien stehen im Zentrum des partizipativen Anliegens.

Im Hinblick auf praktische Fragen der Verbreitung und Verwertung sind unterschiedliche Strategien möglich. Das Internet hat in der Darstellung und Kommunikation von Projektvorhaben, -verläufen und -ergebnissen einen immer höheren Stellenwert, nicht zuletzt weil es einen niedrighschwelligigen Zugang ermöglicht und audio-visuelle sowie interaktive Formate zulässt (von Unger et al. 2010). Gleichzeitig werden kreative und performative Verfahren weiterentwickelt, wie spoken word und Theaterformate (Fine & Torre 2008). Die für den partizipativen Prozess

kennzeichnende Verschränkung der Perspektiven kann auch die Darstellung der Ergebnisse prägen, in dem Dokumentationen und Publikationen sich darum bemühen, die Mehrperspektivität und Mehrstimmigkeit widerzugeben (Hermann et al. 2004).

Grundsätzlich gilt es zu klären, wer über die Fortschritte und Ergebnisse eines Projekts informiert werden soll. Darauf aufbauend werden solche Darstellungs- und Kommunikationsformen gewählt, die diesen AdressatInnen-Gruppen entsprechen. In der Regel werden Projektergebnisse nicht nur an die Wissenschaft, sondern auch an die Öffentlichkeit, die Politik, die professionelle Praxis und die jeweiligen lebensweltlichen Gemeinschaften kommuniziert, die im Projekt vertreten sind. Hierbei können sehr unterschiedliche Formate zur Anwendung kommen. So können für die Politik ein- bis zweiseitige Zusammenfassungen mit klaren Problembeschreibungen und Handlungsempfehlungen (executive summaries) angemessen sein. Die Wissenschaft erwartet längere, theoretisch und methodisch abgesicherte Abhandlungen in der jeweiligen Fachsprache. Professionellen Fachkräfte und Einrichtungen wünschen sich häufig praktische Handwerkszeuge (tools). Lebensweltliche Gemeinschaften und öffentliche Medien sind dagegen auch an individuellen Geschichten, Bildern und interaktiven Formaten interessiert. Da die Mitglieder der jeweiligen Gemeinschaften und Settings ihre Systeme am besten kennen, sollten auch sie die angemessene Aufbereitung der Ergebnisse in den entsprechenden Formaten übernehmen, um diese anschlussfähig zu machen. In der Entwicklung von Verwertungsstrategien stellt sich auch die Frage nach Ko-AutorInnenchaft und namentlicher Nennung der beteiligten PartnerInnen. Bei diesen Fragen sind auch forschungsethische Aspekte, wie die Möglichkeiten, Vor- und Nachteile von Anonymisierung, zu bedenken (Tilley & Woodthorpe 2011, vgl. Fußnote 3).

7 Schlussbemerkung

Die partizipative Forschung hat viel zu bieten – für alle Beteiligten. Die Community-PartnerInnen (z.B. Menschen mit Lernschwierigkeiten, ihre FreundInnen und Angehörigen, die im Projekt als Ko-ForscherInnen mitarbeiten) haben im Idealfall individuell etwas davon: Sie entwickeln Kompetenzen – und zwar nicht nur Forschungskompetenzen –, sie sammeln Projekterfahrung, vernetzen sich, lernen neue Leute kennen und bekommen eine ‚Stimme‘, wenn sie ihre Ergebnisse präsentieren. Die partizipative Forschung will aber darüber hinaus auch kollektive Strukturen befördern, d.h. Netzwerke und Gemeinschaften fördern und community-basierte Initiativen nachhaltig aufzustellen. Die Politik, sofern sie involviert ist, hat einen Nutzen, in dem sie Handlungsempfehlungen bekommt und zeigen kann, dass sie etwas tut oder getan hat, um ihre politischen Ziele zu erreichen. Die professionelle Praxis profitiert in vielfältiger Weise davon, wenn

sie die Perspektiven, Lebens- und Arbeitswelten ihrer KlientInnen besser versteht und ihre Angebote besser darauf zuschneiden kann.

Auch die Wissenschaft profitiert von der gemeinsamen Forschung, allerdings müssen auch die Einschränkungen und Probleme offen benannt werden, um diesen „Forschungsstil“ (Bergold & Thomas 2012, Abs. 2) realistisch und ausgewogen einzuschätzen. Im deutschsprachigen Raum ist die partizipative Forschung in vielen Bereichen (wieder) im Kommen, aber sie wird von Teilen der Wissenschaft nicht ernst genommen oder sogar abgelehnt. Um die partizipative Forschung auch in der Wissenschaft stärker zu etablieren, sind Arbeiten notwendig, die den wissenschaftlichen Ertrag von partizipativer Forschung aufzeigen, die Limitationen transparent diskutieren und theoretische, methodologische und epistemologische Argumente für den Forschungsstil entwickeln, die an bestehende wissenschaftliche Diskurse anknüpfen (vgl. von Unger 2014, 98ff). Die größte Herausforderung für die beteiligten WissenschaftlerInnen und ihre Professionen besteht sicher darin, die eigene Rolle und den damit einhergehenden ExpertInnen-Status zu hinterfragen. In der Soziologie wurde beispielsweise die Professionalisierung des Faches vor nicht all zu langer Zeit hart erkämpft – wenn wir nun sagen, auch Laien können forschen, stellt das in gewisser Weise die gerade errungene Legitimation und Autorität wieder in Frage (und ähnlich geht es anderen Professionen in den Sozial- und Gesundheitswissenschaften). Es nicht zu tun, hieße aber, die eigenen Kompetenzen zu überschätzen und die Potentiale der partizipativen Zusammenarbeit ungenutzt zu lassen. WissenschaftlerInnen haben im Rahmen ihrer Ausbildung gelernt, wissenschaftlich zu arbeiten. Auch andere AkteurInnen sind dazu grundsätzlich und vor allem: projektbezogen in der Lage. Statt einseitig die Limitationen der Forschungskompetenzen von Laien zu betonen, ist es daher angemessener, einen Kompetenzdiskurs zu führen (Nind 2011, 359-60) und Möglichkeiten auszuloten, wie mehr Partizipation ermöglicht werden kann – in der gesellschaftlichen Praxis und in der Wissenschaft. So ließe sich partizipative Forschung als ein Ansatz im wissenschaftlichen ‚Werkzeugkasten‘ auch für die Wissenschaft gewinnbringend nutzen: z.B. um einer sozialen Verantwortung gerecht zu werden, Partnerschaften und Vertrauen aufzubauen, die eigenen Horizonte zu erweitern, Konzepte und Theorien zu hinterfragen und neue Ideen zu entwickeln.

Literatur

- Beresford, P. (2012): Die Rolle des Wissens der Betroffenen beim Aufbau von Alternativen zur Psychiatrie. In: Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt e.V. (Hrsg.): Auf der Suche nach dem Rosengarten. Echte Alternativen zur Psychiatrie umsetzen. Projektdokumentation. Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt e.V.: Berlin, 8-15.
- Bergold, J. & Thomas, S. (2012): Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 13 (1). Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1201302>. (22. 12.2014)
- Brydon-Miller, M., Antal, A.B., Friedmann, V.J. & Wicks, P.G. (2011): The changing land-scape of arts and action research. In: Action Research, 9 (1), 3-11.

- Cassell, C. & Johnson, P. (2006): Action research: Explaining the diversity. In: *Human Relations*, 59 (6), 783-814.
- Creswell, J.W. (1998): *Qualitative inquiry and research design: Choosing among five approaches*. Sage, Los Angeles CA.
- ✗ Dick, B. (2007): What Can Grounded Theorists and Action Researchers Learn from Each Other? In: Bryant, A., Charmaz, K., Clarke, E.A., Covan, E.K., Creswell, J.W. & Dey, I. (Hrsg.): *The Sage handbook of grounded theory*. Sage, Thousand Oaks CA, 398-416.
- Fine, M. & Torre, M.E. (2008): Theorizing Audience, Products and Provocation. In: Reason, P. & Bradbury H. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Action Research*. Sage, Los Angeles CA [etc.], 407-419.
- Flick, U. (2006): Qualitative Evaluationsforschung zwischen Methodik und Pragmatik – Einleitung und Überblick. In: Flick, U. (Hrsg.): *Qualitative Evaluationsforschung*. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 9-29.
- Hermann, A., Partenfelder, F., Raabe, S., Riedel, B. & Ruszetki, R. (2004): „Miteinander statt übereinander“: Ergebnisse einer Begleitstudie zum Weddinger Psychoseminar und Erfahrungen mit der Forschungspartizipation von Psychoseerfahrenen. *Journal für Psychologie*, 12 (4), 295-325.
- ICPHR (2013): Position Paper 1: What is Participatory Health Research? Version: Mai 2013. Berlin: International Collaboration for Participatory Health Research (ICPHR). Online unter: www.icphr.org/uploads/2/0/3/9/20399575/ichpr_position_paper_1_definiton_-_version_may_2013.pdf. (15. 11.2014)
- ✗ Jackson, S.F. (2008): A Participatory Group Process to Analyze Qualitative Data. In: *Progress in Community Health Partnerships: Research, Education, and Action*, 2 (2), 161-170.
- Knowles, J.G. & Cole, A.L. (2008): *Handbook of the arts in qualitative research: Perspectives, methodologies, examples, and issues*. Sage, Los Angeles CA [etc.].
- Kolb, B. (2008): Beteiligen, mitteilen, analysieren – Potentiale des partizipatorischen Fotointerviews. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 9 (3). Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0803127>. (22. 12.2014)
- Lewin, K. (1946): Action research and minority problems. In: Lewin, K. & Lewin, G.W. (Hrsg.): *Resolving social conflicts*. Harper & Brothers, New York NY, 201-216.
- López, E.D.S., Eng, E., Randall-David, E. & Robinson, N. (2005): Quality-of-life concerns of African American breast cancer survivors within rural North Carolina: blending the techniques of photovoice and grounded theory. In: *Qualitative Health Research*, 15 (1), 99-115.
- Maxwell J. (2005): Validity: How Might You Be Wrong? In: *Qualitative research design: An interactive approach*. In: *Applied Social Research Methods* 41. Sage, Thousand Oaks CA [etc.], 105-116.
- Moser, H. (1995): *Grundlagen der Praxisforschung*. Lambertus, Freiburg im Breisgau.
- Nind, M. (2011): Participatory data analysis: a step too far? In: *Qualitative Research* 11 (4), 349-363.
- Oliver, M. (1997): Emancipatory Research: Realistic goal or impossible dream? In: Barnes C. & Mercer G. (Hrsg.): *Doing Disability Research*. The Disability Press, Leeds, 15-31.
- Reason, P. & Bradbury, H. (2008): Introduction. In: Reason, P. & Bradbury, H. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Action Research*. Sage, Los Angeles CA [etc.], 1-10.
- Reason, P. & Bradbury, H. (2001): Introduction: Inquiry and Participation in Search of a World Worthy of Human Aspiration. In: Reason P. & Bradbury H. (Hrsg.): *Handbook of Action Research*. Sage, London [etc.], 1-14.
- Russo, J. (2012): Betroffenen-kontrollierter Ansatz: ein neuer Ausgangspunkt in der Forschung zur Psychiatrie. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 13 (1). Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs120187>. (22. 12.2014)
- Sweeney, A. (2012): Einführung in die Betroffenen-kontrollierte Forschung. In: Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt e.V. (Hrsg.): *Auf der Suche nach dem Rosengarten. Echte Alternativen zur Psychiatrie umsetzen. Projektdokumentation*. Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt e.V.: Berlin, 15-21.

- Tilley, L. & Woodthorpe, K. (2011). Is it the end for anonymity as we know it? A critical examination of the ethical principle of anonymity in the context of 21st century demands on the qualitative researcher. In: *Qualitative Research*, 11 (2), 197-212.
- Unger, H. von (2014): *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Unger, H. von (2012): *Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran?* In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 13 (1). Online unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1781>. (22.12.2014)
- Unger, H. von & Narimani, P. (2012). *Ethische Reflexivität im Forschungsprozess: Herausforderungen in der Partizipativen Forschung*. In: *WZB Discussion Paper SPI 2012-304*. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin. Online unter: <http://bibliothek.wzb.eu/pdf/2012/i12-304.pdf>. (22. 12.2014)
- Unger, H. von., Gekeler, C., Ziesemer, M., Block, M., Kilian, H., Lemmen, K. & Wright, M.T. (2010): *Interaktiv und Online: Internet-Ressourcen zur Partizipativen Qualitätsentwicklung*. In: Wright M.T. (Hrsg.): *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention*. Huber, Bern, S 125-140.
- Wang, C. & Burris, M.A. (1997): *Photovoice: Concept, Methodology, and Use for Participatory Needs Assessment*. In: *Health Education & Behavior*, 24 (3), 369-387.
- Wright, M.T. (Hrsg.) (2010): *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention*. Huber, Bern.
- Yallop, J.J.G., de Vallejo, I.L. & Wright, P. (2008): *Editorial: Overview of the Performative Social Science Special Issue*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8 (2). Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0802649>. (22. 12.2014)